



Brot.

Eine Erzählung aus Spanien von Martin Andersen Nexo.

Au anderen Orten war es längst Tag, aber in Granada steht die Sonne spät auf — dort sind Berge im Wege. Endlich guckte sie über die Gletscher der Sierra Nevada hinüber.

Als die gähnenden Madams und die zotteligen Mädchen mit ihren Beinenbeuteln nach dem Marktplatz schlenderten, um für den ganzen Tag einzulaufen, waren die Bauern schon mit ihren Eseln da gewesen und hatten den Verkäuferinnen die Früchte der Vega und den Schlächtern Fleisch abgeliefert. Und mit dem Morgenzuge aus Malaga waren Tintenfische eingetroffen, kleine Haie, Tangslöwe — (die als Krabben verkauft werden), Flundern, Muscheln und andere „Früchte des Meeres“ — alles unter der Bezeichnung Fische. Wo die Morgen Sonne zwischen die Pfosten der Buden eindringen konnte, bestrahlte sie glänzende Schuppen und Perlmuttermuscheln, Pyramiden von gelben und grünen Melonen, purpurfarbene Tomaten, Granatapfel, spanische Pfefferfrüchte, goldene Orangen und blasse Limonen... Und Trauben: die einen klar wie Alabafter, die anderen dunkelglänzend wie nackte Negergesichter.

Es war Mitte Jänner, die Nacht brachte Frost, und die Leute froren. Die Verkäufer waren verdrossen, und die wenigen Käufer gingen lässig umher und fragten nach Neuigkeiten. Die Sonne war den Leuten noch nicht in den Körper gedrungen. Eine Senjorita schwärmte in blauer Mantille, ihre wachsame Mutter oder Amme auf den Fersen, über den großen Marktplatz hin; längs der Straße lagen arme Frauen auf den Knien und säckelten dem Feuer in den Kohlenbeden Luft zu. Aber die Sonne stieg, und bald wuchs das Gedränge auf dem Marktplatz, und Rufe erfüllten die Luft — jetzt war das Leben erwacht. Die Verkäufer schrien, und die Käufer affordierten; man schob sich und drängte sich, rief einander über die Köpfe weg und bekam Antwort.

Zwei Frauen trafen einander in dem Strom und lüchelten sich nach andalusischer Sitte. „Hallo!“ rief ein Fischmann. „Arieg ich nicht auch einen?“

„Ja, wenn du uns sagen kannst, wie alt deine Fische sind!“ schrie die eine der Frauen zurück.

„Caramba! Die sind sicher nicht so alt

wie deine Häßlichkeit, du Frauenzimmer!“ Barfüßige Knaben liefen durch das Gewimmel und schrien: „Zwanzig Zwiebeln für einen kleinen Schilling!“ — „Drei Zitronen für einen großen!“ schrie das Obstweib.

Sonne und blauer Himmel — und ein Reichum von Früchten, frischen, saftigen, farbenreichen. Und ein Chaos von Lumpen, die sich einen ganzen Tag lang drängen wie hungrige Hunde, um 10 Pfennig für ein Brot zu verdienen. Sie sind nicht hier, um zu kaufen, diese armen Geschöpfe; sie kommen, um zu sehen, ob nicht ein bißchen für sie abfällt. Und jeden Tag kommen sie wieder, grau vor Kälte, mager vor Hunger, aber immer mit dem gleichen unsterblichen Funken im Auge — der Hoffnung. Und die Hoffnung wird zuschanden.

Am Ende der Fischbuden, gerade neben dem Tintenfischverkäufer, stand ein Mann mit zwei großen Körben Brot. Einladend hatte er mehrere Brote auf dem nackten Bürgersteig zurecht gelegt und er schaute vergnügt drein. Mit kurzen Pausen ergriff er zwei Brote, sprang in das Gedränge hinein und rief, die Brote wie eine Siegestrophäe hoch über sich hehend: „Brot! Zwei kleine Schilling für ein großes Brot! Wer will Brot kaufen! Wer will —“

„Band kaufen!“ rief der Bandverkäufer drüben auf der Straße ein. „Fünfzehn Ellen Band für einen Sportpreis! He, Mädchen!“ Er rief zwei alten Mütterchen zu: „Knüpft eure Schätze mit farbigen Bändern an euch! Bänder sind gut!“

„Brot ist besser! Der Segen der Armen! Zwei kleine Schilling für ein großes Brot!“

Eine Frau kam mit dem Strome zwischen den Buden herangeglichen und strich an dem Brotverkäufer vorbei. Er winkte mit den Broten und rief: „Holla! Senjora Beppa; Maestra!“

Sie kam zu ihm zurück: „Wie vergnügt du heute ausstehst, Don Rafael! Hast du in der Lotterie gewonnen?“

„Ja, bald.“ Strahlend wies er auf die Brotkörbe.

„Das hab' ich nicht erwartet, dich hier zu treffen. Und die Frau — und die Kinder? Geh! es ihnen gut!“

„Es wird ihnen noch besser gehen, wenn ich das verkaufte habe!“ Er zeigte wieder auf

die Körbe. „Ich verkaufe für keinen Bäder,“ sagte er. „Es ist das eigene Brot — gewissermaßen wenigstens.“

„Die Pfandleihe?“ warf Senjora Beppa forschend ein. Er nickte.

Sie nahm zwei Brote und reichte ihm das Geld dafür. „Die Frauen sind gute Leute, man kennt wenigstens keine besseren,“ sagte er verschmüht und warf das Geld in einen schwarzen Krug und stand schon wieder draußen auf der Straße, die Brote hoch in der Luft haltend, daß alle sie sehen mußten: „Brot! Brot! Der Segen der Armen! Zwei kleine Schilling für ein großes Brot!“

Seine Frau brachte ihm Essen in einem kleinen Tontopf. Sie reichte ihm einen Zinnlöffel, und er setzte sich auf den Rand eines Brotkörbes, den Tontopf zwischen den Knien, und begann zu essen: Reis und spanischen Pfeffer durcheinandergelocht. Sie lauerte sich währenddessen vor ihm hin.

Aus seiner roten Schärpe nahm er ein Messer hervor, langte nach einem Brot und sah sie fragend an. Sie nickte. Er schnitt das Brot mitten durch und gab ihr die Hälfte.

„Es ist gar nicht klüßig,“ sagte sie.

„Es ist süß,“ antwortete er. „Ich glaube, wir haben jetzt gut angefangen.“

„O ja, lala. — Es sind schwere Zeiten.“

„Nicht so schwer für den, der Willen hat! Wir sind jetzt über das Schlimmste weg!“

Es macht Spaß, sein eigenes Brot zu essen — findest du nicht?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ja, obendrein, wenn man es selber gebacken hat. Es ist gewissermaßen das Brot, das einem Brot verschafft,“ fügte er mit einem Anflug von Philosophie hinzu.

Dann war er fertig. „Schönen Dank,“ sagte er zu seiner Frau und strich das Messer in der hohlen Hand ab. Und wieder war er draußen im Schwarme und rief sein „Brot, Brot!“ noch lauter als vorher. Zwei Schutzleute kamen zu ihm hin, und der eine von ihnen zog eine Waage aus der Tasche. „Hat das Brot voll's Gewicht?“ fragte er.

Der Brotverkäufer machte dem Schutzmann Platz und dieser begann nachlässig ein Brot zu wiegen. Aber nun stahle er, betrachtete Mann und Frau mit einem unheimlichen Blick — und wog noch einmal, mit peinlicher Sorgfalt. Es fehlten zwei Unzen!

Er wog weiter, Brot für Brot, mit unheil-
verkündendem Lächeln. Und der Brotverkäuf-
fer starrte ihn an, zuerst verständnislos, dann
vor Schreck gebannt. Alle Brote waren unter
dem vorgezeichneten Gewicht. „Wieviel
haben Sie verkauft?“ fragte der Schuhmann
mit einer Stimme, die der Frau die Tränen
in die Augen trieb. Der Brothändler reichte
ihm mit zitternden Händen den Geldkrug;
der Schuhmann zählte den Inhalt nach und
entleerte ihn in seine Tasche. Die verkauften
Brote konnte man ja nicht auffuchen, aber
das Recht sollte seinen Gang gehen. Er rief
einen Eseltreiber herbei und hieß ihn, die
Brotkörbe auf seinen Esel laden. Der Brot-
händler stand wehrlos, gelähmt da und ließ
das alles geschehen. Er rührte sich überhaupt
nicht, sondern stand vornübergebogen da und
starrte den Schuhleuten nach, mit leeren, er-
loschenen Augen. Es sah aus, als wäre ihm
seine Seele entglitten, zusammen mit dem
kostbaren Brot. Sie packten und schüttelten
ihn. Aber er fühlte es nicht, gaffte bloß nichts-
sagend ins Leere.

Aber dann fing er die Klagen der Frau
auf, und langsam kehrte das Leben in ihm
zurück. Und er begann mitzuklagen, ganz still
und mit Tränen vermischt wie sie.

Wie ein Wechselgesang klang es, ein
Unglücksgefang, den niemand hörte, weil er
allzu bekannt war — von Not, Hunger und
Hoffnung. Herrgott, das war ja die alte Ge-
schichte: für starke Arme hat niemand Ver-
wendung —, am allerwenigsten im Winter,
und da hatte er gebettelt, und die Frau na-
türlich! Und dagegen hatte niemand etwas
— man gab bloß nichts! Da hatten sie wei-
ter gehungert; und diese Kunst machen ihnen
tausende nach, bis sie daran starben. Aber,
diese beiden hatten also nicht still liegen wol-
len, während der Tod an ihnen zog, sondern
hatten eine Idee bekommen. Sie hatten die
letzten Reste verkauft und eine Arroba Mehl
gekauft. Ganze 25 Pfund hatten sie gekauft
und einen kleinen Ofen aus Ziegelbroden
aufgebaut und ihn mit Brennholz, daß der
Fluß anschwemmte, gefeuert. Aber den Ge-
wichtsverlust hatten sie vergessen in Betracht
zu ziehen — oder vielleicht hatten sie nicht
die Mittel dazu gehabt; und nun kam also
die Behörde und nahm ihnen das Ganze weg.
Dazu ließ sich nicht viel sagen.

Der Brotverkäufer machte denn auch
keine große Nummer daraus, sondern stand
bloß da und weinte sein Elend der Frau hin.
Und sie antwortete ihm, wiederholte die

Klage und fügte das ihre dazu — aus vol-
lem Herzen. Es war ein Ueberfluß vor-
handen.

Aber plötzlich schrie er auf, daß es über
den ganzen Marktplatz scholl. Er schüttelte die
geballten Fäuste in der Luft, berief sich auf
seine Unschuld und seine Armut, erbot sich,
das Brot nach Gewicht zu verkaufen, denen,
die betrogen worden waren, Entschädigungen
zu geben — und schwur, er werde die Stadt
niederbrennen, wenn er nicht sein Brot wie-
derbekomme! Dann fiel er um, getroffen, die
Frau warf sich mit lauten Klagen über ihn.
Die Leute scharten sich um sie zusammen.
„Was ist los?“ fragte man.

„Ach, es hat einer versucht, den Armen
Brot zu verkaufen, das nicht das volle Ge-
wicht hat!“ wurde geantwortet. „Da hat der
Herrgott ihn sich mal vorgenommen!“

„Er liegt, wie er sich gebettet hat, hi!“
schrie ein altes Weib, das für einen Bäcker
verkauft. „Was hat er sich in das Handwerk
zu mischen!“ Und sie begann, über den Markt
hin zu singen:

„Brot! Brot! Zwei kleine Schilling für
ein großes Brot! Der Segen der Armen!
Brot zum vollen Gewicht!“

Wir sind erwacht!

Volksprecher.

Von Alfred Auerbach.

Dumpf war unser Wort! —
Am Tage fraß es —
das Surren der Räder,
der Schreibstaben Staub.
Abends sank es
bleiern,
wie unser Leib,
auf das Lager. —

Fremd war uns
das Wort.
Die Schule schwang es
an unsern Ohren vorbei,
über uns glitt es hinweg,
eitel, aufgepust
flatterte es
an unsern Sorgen vorüber.
Was galt uns
das Wort
aus dem Reiche der Herren?

In unsere Seele
drang es nicht ein...
auf unsern Lippen
klang es nicht. —
Stumm blieb unser Mund!

Bis wir erwacht...
uns schufen das eigene Wort —
das Wort unseres eisernen Troges,
das Wort unseres eigenen Willens...
„Brüder, Schwestern, erwacht!“ —
Wort ist mehr
als das Spiel des Gesanges! —
Wort ist der Geist,
der unsre Sehnsucht
von einem zum anderen trägt,
Wort ist die Kraft,
die sich stöhnend erkennt —
wenn sie die Stirn der erwachenden Masse
zu einem Atem vereint.
O! Die Halter der Sklaven,
die wußten es wohl,
warum sie die Massen
zur triebmüden Stummheit
ermatteten!

„Wir sind erwacht!“
Frei trägt der Atem
den Geist von Lippe zu Lippe...
Niemand versint sich
zur Wucht der erkennenden Masse.
Aufsteigt von Stadt zu Stadt...
von Land zu Land,
von Volk zu Volk.
„Wir sind erwacht!“
Und, wie heute elektrisierende Wellen,
der alten Schranken spottend,
den Erdball umfliegt...
so wird morgen
die geballte Wucht unseres Atems...
über die trennenden Sprachen hinweg,
über die Erde rufen:
„Brüder, Schwestern, Schaffende,
erkennet eure Kraft!“
„Wir sind erwacht!“

Mein Schrebergarten.

Von Karl Gillingger.

Ich habe mir ein Mietgärtchen zugelegt.
Nicht der Poesie wegen, sondern aus höchst
profanen Ernährungsrücksichten. Rosen, Tulpen,
Veilchen sind gewiß etwas Herrliches, aber man
kann sie nicht essen. Wenn ich den Damen einen
guten Rat geben darf: Parfümiert euch nicht
mehr mit Blumengerüchen, sondern mit Küchen-
gerüchen — und die Männer werden euch nicht
mehr von der Seite gehen! Friseur, Drogerie,
stellt in euren Schaufenstern Gläschen aus mit
„Kalbsbratenodeur“, „Leberodeur“, „Ham-
melragoni-Parfüm“ — und ihr werdet euch
hochverdient um die Heiratsstatistik machen!
Die Liebe geht durch den Magen, und je leerer
der Magen ist, desto mehr Platz für die Liebe
ist darin.

Also ich bin unter die Mietgärtler gegan-
gen. Der Mann, der den Garten früher hatte,
überließ mir sein Gartengerät wegen Aufgabe
sehr billig, nämlich einen Spaten ohne Griff,
eine Hacke, bei der die Spitze abgebrochen ist
und eine wundervolle Gießkanne, die nur den
einen Fehler hatte, daß sie rinnt. Von dem
Rechen will ich lieber nicht reden, denn als ich
ihn das erste Mal benutzte, brach der Stiel an

der Stelle, an der er mit Marktpapier zu-
sammengestellt war, entzwei. Das Ganze war
ein Gelegenheitskauf, denn ich hätte die Sachen
funkelnagelneu in jedem Geschäft um die Hälfte
billiger haben können. Uebrigens hatte ich Glück,
und das ganze Gelump wurde mir schon am
zweiten Tage gestohlen.

In meinem Mietgarten steht auch eine
Hütte, da kann man bei Regenwetter hincin-
gehen, wenn man recht nah werden will. Eine
selbstgezimmerle Bank ziert den Raum, aber ich
setze mich nie darauf; denn ich habe mir mit
einem der herausragenden Nägel nicht nur
meine Hufe, sondern auch meine Sitzgelegenheit
ernstlich beschädigt. Die Sitzgelegenheit ist von
selbst wieder geheilt, die Hufe nicht. Wenn ein-
mal wieder im Variete der Mann mit dem
Straußenwagen gastiert, der Glascherben und
rostige Nägel verzeht, der kriegt von mir die
Bank geschenkt. Der kann vierzehn Tage von
der Bank leben.

Ein Fenster hat meine Hütte auch. Es ist
ein sehr praktisches Fenster; wenn man frische
Luft haben will, braucht man es nicht erst auf-
zumachen, weil kein Glas drinnen ist. Es darf
auch kein drin sein, denn sonst könnte man
nicht durch das Fenster einsteigen und das muß
man, weil der Schlüssel zu dem Vorhängeschloß
an der Tür schon längst verloren worden ist.
Dafür aber ist an der Hütte ein Schild: „Villa
Behaglichkeit“, das heißt, das Schild war daran;
denn gestern ist es mir auf den Kopf gefallen.
Aber der Doktor hat die Wunde wieder zu-
genäht. Ich bin neugierig, was ich für eine
Hypochole auf die Hütte kriegt.

Der Boden in meinem Mietgarten ist sehr
gut. Nicht etwa lauter Sand, sondern auch
große Steine. Die brauche ich, um nach den
Mäusen zu werfen; aber ich habe noch keine er-
wischt, hoß in ein Wespennest bin ich geraten
— jetzt weiß ich wenigstens, wo es ist und kann
mich in acht nehmen. Ich habe also den Boden
sachmännisch bearbeitet und habe ihn so tief
umgegraben, bis ich dachte, jetzt kommst du auf
der anderen Seite der Erdoberfläche heraus. Je tie-
fer ich grub, desto inniger habe ich an den Wolf
aus den „Sieben Weisheit“ denken müssen; denn
sein Bauch war auch mit lauter Wassersteinen
gefüllt. Wie ich am nächsten Tage wieder in
mein Mietparadies komme, hatte jemand Schutz

darin abgeladen. Das war eine große Mühe, bis ich den wieder entfernt hatte; aber solche kleine Unannehmlichkeiten muß man gern in Kauf nehmen; denn es gibt nichts Gesünderes als die landwirtschaftliche Arbeit. Dies habe ich besonders gemerkt, als ich mir mit der Hacke aus Leibeskräften auf den linken Fuß hieb. Seitdem hüte ich ein bißchen.

Jetzt kam die große Frage, was ich säen sollte. Ich kaufte mir Samen zu Sommerrettichen, Winterrettichen, Tabak, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und Bergischmeinnicht. Dann grub ich ein großes Loch und warf den Samen hinein. Es ist auch schon etwas herausgewachsen, so grünes Zeug mit zackigen Blättern, und wenn man die angreift, brennt es. Das hatte ich bisher an den Rettigen noch gar nicht beobachtet, und ich glaube: es gelingt mir da, eine ganz besonders würzige Sorte zu züchten. Das ganz Werkwürdige ist aber, daß das Zeug auch dort wächst, wo ich gar nicht gesät habe — offenbar habe ich ein sehr fruchtbares Stück Land erwirkt.

Natürlich wollte ich mir auch Hühner hal-

ten. Aber das mißglückte mir. Soviel ich von Landwirtschaft verstehe, von Hühnern verstehe ich leider gar nichts. Ich bin halt ein Großstadtkind. Auf ein Inferat brachte mir ein Mann zwei Hennen, echte Kalkutta, ganz schwarz. Einen Hahn kaufte ich gleichfalls, aber die Hennen kümmerten sich gar nicht um den Hahn, sondern sie schrien immer „rab, rad!“, und gestern sind sie davon geflogen. Dafür legte aber der Hahn am ersten Tage ein Ei, seitdem nicht wieder. Ich glaube, es ist ein weiblicher Hahn. Damit er mir nicht gestohlen wird, werde ich mir einen Hund anschaffen. Es ist mir da ein echter Dobermann angeboten worden, so ein kleiner krummbeiniger, Wald! heißt er, nur ist er noch so jung, daß er keine Zähne hat. Der Verkäufer gibt ihn umsonst her, das ist jedenfalls ein gutes Zeichen.

Ich glaube, ich werde mich noch ganz der Landwirtschaft widmen. Wein-Primgarten macht mir riesige Freude, und man spart enorm dabei. Ich habe ausgerechnet, daß mich der Nettlich, ohne die Arztkosten, auf höchstens sieben Mark zu stehen kommt.

Aktion treten, der der einzige ist, der helfen kann. Auch die Seen sind von Wasserkobolden belebt; über alle diese feuchten Geister herrscht der große Wassergeist. Die Kaitwanen erzählen, daß das Wasser ihrer Seen oft auf ganz unerklärliche Weise verschwindet. So soll an der Südseite des Koigusch-Sees das Wasser mit Drausen alle sieben Jahre in die Tiefe strömen. Die Kaitwanen erklären die Sache so: einer der Wasserkobolde hatte sich beim großen Wassergeist wegen irgendwelcher Verfehlungen unliebsam gemacht. Der Gewaltige beschloß, ihn aus seinem Reich zu vertreiben und ließ zu diesem Zweck das Wasser des Sees in die Hölle ablaufen. So blieb der Wasserkobold auf einem Felsblock sitzen und heulte zwei Jahre lang. Dort fand ihn ein Kaitwane und brachte ihn aus Mitleid in einen Nachbarsee. Inzwischen hatte der große Wassergeist den See wieder volllaufen lassen; als der Kobold dies hörte, siedelte er wieder in sein altes Reich über. Darob ergrimmt, ließ der große Wassergeist den See wieder leerlaufen, und so wiederholt sich das Spiel alle sieben Jahre.

Die Kaitwanen und ihre Kobolde.

Geisterglaube im russischen Norden. — Kobolde für jede Lebenslage. Nachkommen finnischer Ureinwohner. — Ein aussterbendes Volk.

Die ungeheure Ausdehnung Rußlands läßt es begreiflich erscheinen, daß gewisse Gegenden dieses an Bodenschätzen und natürlichen Reichtümern so unererschöpflichen Landes für die Russen selbst noch heute terra incognita sind. Völlig abgeschlossen von aller Welt leben im hohen Norden Stämme, deren Existenz und Lebensstil, wie sie soeben in einer russischen Zeitung gezeichnet werden, ein ethnologisches Kuriosum darstellen. Der Bericht eines von dieser Zeitung ausgesandten Forschers führt uns in das Land der Kaitwanen. Diese nennen sich selbst „Udirgat“, d. h. alte Knochen; eine sehr gemüthvolle Bezeichnung also, wie es scheint. Ihr Gebiet liegt in der Nähe der Eisfelder, im Herzen der Urwälder mit ihren Sümpfen und Seen, in den Gouvernements Olonez und Tscherepowes und umfaßt die Bezirke Borissowischinsk, Tscheljusinsk, Lubinsk und Krasnoborsk. Zur Zeit, als die große slawische Völkerwanderung begann, jagten die Nowgoroder Freibeuter den finnischen Stamm Wessi in diese Urwälder, wo jetzt, als die Nachkommen der Wessi, die Kaitwanen haufen. Die Gegend, in der sie ihre Wohnsitze haben, isoliert sie von der übrigen Welt. Heute zählen sie höchstens noch zwanzigtausend Köpfe; sie sterben langsam aus. Die Kaitwanen sind aschblonde Riesen; ihren Lebensunterhalt gewinnen sie auf der Jagd.

Die bolschewistische Revolution brachte den Kaitwanen die autonome Herrschaft über ihr Land, aber die darauffolgende Verteilung der Wälder hat ihre Freiheit in gewisser Hinsicht wieder beschränkt; die Förster bestehen oft recht kräftig auf der Ausführung der Verordnung der Sowjetregierung. Das Land der Kaitwanen ist wenig fruchtbar; aber dafür sind sie gute Jäger, und Wild und Fisch gibt es dort oben in reichlicher Menge. Andere verdienen sich ihr Brot als Waldarbeiter. Undurchdringlich ist der Urwald; ein Wagen wird sich nie durch das Gestrüpp, das keine Wege kennt, hindurcharbeiten können. Die Kaitwanen reiten oder benutzen ein seltsames Gefährt, das aus zwei langen Keilen besteht, deren Enden auf Boden schleifen und mit einem schmalen Brett, das zum Steig dient, verbunden sind. Sie haufen inmitten des Urwaldes in kleinen Blockhäusern. Darinnen stehen in der Mitte Ofen aus Tonerde. Ein-

mal im Monat verwandelt sich die einzige Stube des Blockhauses in eine Badestube, wo das nationalrussische „Banja“ zubereitet wird. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung in der Decke ab. Streichhölzer sind noch unbekannt; das notwendige Feuer wird aus dem Stein geschlagen.

Die Kaitwanen glauben an gute und böse Geister, die mit ihnen zusammenleben, und mit denen man sich auf guten Fuß stellen muß; zwischen ihnen und dem Menschen vermittelt der Zauberer. In jedem Hause lebt, so glaubt der Kaitwane, ein Hauskobold, dem ein guter, warmer Platz hinter dem Ofen zukommt. Dieser Kobold erweist sich in der Tat großer Achtung. Wenn sich der Kaitwane z. B. ein neues Haus baut, so wendet er sich an seinen Kobold mit den Worten: „Komme, Kobold, mit uns in unser neues Heim.“ Dann nimmt er Asche und eine glühende Kohle aus dem Herd und trägt sie in einem Topf in sein neues Haus; er glaubt dann, daß der Kobold in dem Gefäß mit hinüberwandert. Beim Betreten des neuen Heimes muß man sofort einen Hahn und ein Brot hinter den Ofen werfen.

Für das Baden ist wieder ein anderer Kobold zuständig; bevor man in das Banja steigt, muß man diesem Spezialwesen Reverenz gezollt haben, sonst kann dieses sich fürchtbar rächen. Auch in den Scheunen herrschen die Geister, die über den Ausfall der Ernte entscheiden. Wenn mit dem Dreschen begonnen wird, muß die erste Garbe zum Fenster hinausgehängt werden; wenn ein Luftstoß sie zu Boden weht, oder wenn sie gar am nächsten Tag verschwunden ist, so hat sie sich der Kobold geholt. Weniger gläubige Kaitwanen sind der Ansicht, daß sich ärmere Stammesgenossen gern in dieser Aufgabe des „Erntekobolds“ gefallen. Im Wald herrscht wiederum der Waldgeist. Doch ist dieser im Gegensatz zu seinem Kollegen in Haus und Scheune ein recht unangenehmer Besucher, der es darauf abgesehen hat, den Menschen nach Kräften böse Streiche zu spielen. Um ihn günstig zu stimmen, muß der Jäger, beim Betreten des Waldes Silbermünzen, Federn und Samenkörner opfern; wenn der Waldgeist keine Arbeit hat, kann er sehr gefährlich werden; in diesem Fall muß dann der Zauberer in

Der Richter und der Teufel.

In einer Stadt wohnte ein Richter, der wegen seines Reichtums und der vielen Bosheiten und Ungerechtigkeiten, die er begangen hatte und noch jeden Tag beging, überall bekannt war. Eines Morgens, als gerade Markttag in der Stadt war, ritt er früh von Hause fort, um einen seiner Weingärten zu besichtigen. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Teufel, der wie ein reicher Mann gekleidet war. Der Richter grüßte ihn, fragte nach seinem Namen und seiner Herkunft. Aber der Teufel wollte nicht antworten. Da wurde der Richter zornig und drohte, ihm Gut und Leben zu nehmen. Der Teufel tat ängstlich und gab sich zu erkennen. Er wolle — so teilte er dem Richter mit — auf den Markt gehen, denn heute sei einer der Tage, an dem er alles nehmen dürfe, was ihm ernstlich angeboten werde.

Der Richter witterte einen Vorteil und wollte den Teufel begleiten. Auch als ihm der Teufel abriet, bestand er auf seinem Willen.

So gingen sie in die Stadt. Da erblickten sie eine Frau, die viel Mühe mit einem Schwein hatte, das sich nicht halten ließ. In ihrem Aerger schlug die Frau das Tier und rief: „So lauf zum Teufel!“ Aber der Teufel nahm das Tier nicht und sagte zum Richter: „Es ist ihr nicht ernst mit ihren Worten.“

Bei dem Weitergehen begegneten sie einer anderen Frau. Die wünschte ihren Mann zum Teufel. Wieder wartete der Richter, aber der Teufel entschuldigte sich wie das erste Mal.

Eine dritte Frau wollte ihr ungeratenes Kind zum Teufel schicken. Der Richter ermunterte seinen Begleiter, zuzugreifen. Aber der Teufel sprach: „Nicht um zweitausend Pfund Gold gäbe mir die Mutter ihr Kind. So habe ich auch hier kein Recht.“

Nun kamen sie in das Gewühl des Marktes und mußten langsam gehen. Da kam ihnen eine alte, kranke Frau entgegen, die sich mühsam auf einen Stock stützte. Ihren Kleidern sah man die Armut und ihrem Gesichte die Sorgen an. Als sie den Richter erblickte, begann sie zu weinen und ihn zu verwünschen: ohne Recht habe er ihr die einzige Kuh genommen und noch obendrein ihre Armut verspottet. Dafür solle ihn der Teufel holen!

„Der ist es ernst“, sagte der Teufel, ergriff lachend den Richter bei den Haaren und fuhr mit ihm über die Berge in die Hölle.

Tatsachen und Zahlen.

Der Winterkälte widerstehen die Tiere um so besser, je geringer ihre Fähigkeit ist, Eigenwärme zu erzeugen.

Während der Amerikaner jährlich 860 Liter Öl als Brennstoff und der Engländer 120 Liter verbraucht, ist in Deutschland die Zahl nur 10 Liter. Der Verbrauch ist in Deutschland aber stark im Steigen.

Das erste Elektrizitätswerk wurde 1882 in New York von Edison in Betrieb gesetzt. Am gleichen Jahre fand die erste internationale elektrotechnische Ausstellung in München statt.

Das erste elektrische Werk in Deutschland wurde 1884 in Berlin durch die Deutsche Gesellschaft für angewandte Elektrizität, die spätere AEG, gegründet.

Das erste Hausdampfen wurde in den älteren Pfahlbauten der Schweiz gefunden und von Rüttimeyer Vorkammer genannt.

In Südwestafrika gibt es Farmen von einem Grundbesitz bis 20.000 Hektar.

Eine gute Lehre.

Der Dechant Swift, ein berühmter englischer Schriftsteller, war nicht sehr freigebig. Er gab selten etwas den Dienern derjenigen, die ihm Geschenke schickten, was häufig der Fall war. Aber einst empfing er eine gute Lehre von einem Burschen, der ihm oft Hasen, wilde Enten, Rebhühner und anderes Wild gebracht hatte. Eines Morgens kam dieser junge Bursche mit einem ziemlich schweren Korb voll Eier, prächtigen Obst und Wild. Er klopfte an die Tür, welche von dem Dechanten selbst geöffnet wurde. „Hier“, sagte der junge Mann mürrisch, „schickt Ihnen mein Herr einen Korb mit verschiedenen Sachen.“ — Swift, ungehalten über des Dieners grobe Manieren, sagte zu ihm: „Komm her, mein Junge, ich will dir zeigen, wie du deinen Auftrag hässlich ein wenig höflicher ausführen können. Denk dir, du wärst der Dechant und ich wäre der Diener.“ Dann nahm er seinem Korb sehr höflich ab und sagte zu dem Burschen: „Mein Herr schickt Ihnen ein kleines Geschenk und hofft, Sie werden ihm die Ehre erweisen, es anzunehmen.“ — „Sehr gut, mein Junge“, erwiderte der Bursche. „Sage deinem Herrn, daß ich ihm sehr verbunden bin, und da sind zwei Schillinge für dich!“

Allerlei.

Gläserne Wolkenträger will der New Yorker Architekt William Der Ludlow errichten lassen. Der Stahl habe den Stein ersetzt, Zement und Mörtel dienen lediglich noch zur Verkleidung der stählernen Gerüste und der Stahl mache heutzutage allein den Pan. Das Problem der Zukunft sei die Verschmelzung von Stahl und Glas zu einer neuen baulichen Verbindung. Das Glas müsse aus einer haltbareren und widerstandsfähigeren Substanz bestehen, wie heutzutage. Wenn es gelingt, ein Glas herzustellen, das auch für Wärme und Kälte undurchlässig sei, dann wäre das Problem des gläsernen Wolkenträgers gelöst. Ludlow will durch doppelte Glaswände mit einem luftleeren Raum in den Zwischenträumen das Problem lösen und dadurch im Winter Heizung ersparen und im Sommer kühle Wohn- und Arbeitsräume herstellen. Ganz neue Perspektiven eröffnen die Möglichkeit, die Farbe des Glases durch Kombinationen verschiedener Art auszunutzen, zu einer Art „architektonischer Farbensymphonie“.

Das größte Eisenerzlager der Welt. Die Untersuchung der Magnetanomalie im russischen Gouvernement Kural, die von dem Professor J. M. Subin in mehrjährigen Forschungen durchgeführt wurde, hat zu einer überaus wichtigen Entdeckung geführt. Es wurde dabei nämlich im Zentrum der Sowjet-Union ein Eisenerzlager festgestellt, das alle bis jetzt bekannten Vorkommen bei weitem übersteigt. Wie in der Umhau mitgeteilt wird, wurde eine genaue magnetische Kurve aufgenommen, und dabei beobachtete man, daß der Erzgehalt den Nordpol der Kugel bereits auf eine Entfernung von 500 Kilometern hinabwärts ablenkt. Darnach läßt sich am Nordpol der Magnetanomalie ein Lager von ungefähr 18 bis 20 Milliarden Tonnen reines Eisen vermuten. Durch diese ungeheuren Erzmasse würde die Gefahr eines Eisensmangels, die auf dem letzten Stockholmer Geologentongress betont wurde, auf langem Zeitraume beseitigt, denn die in Frage kommenden Länder könnten aus dem Lager auf 100 Jahre mit Eisen versorgt werden.

Aus der Entwicklungsgeschichte des Pferdes. Das amerikanische Museum für Naturgeschichte in New York hat jetzt in einer besonderen Abteilung alle Objekte zusammengestellt, die für die Entwicklungsgeschichte des Pferdes von Bedeutung sind. Aus den vorgeschichtlichen Spuren ergibt sich mit Sicherheit, daß die Gattung Pferd früher schon einmal über ganz Asien, Europa und Amerika verbreitet war, dann aber in Amerika und Europa durch bisher unbekannte Ursachen vertilgt wurde; bekanntlich kamen erst durch die Entdeckung Amerikas wieder Pferde nach dem neuen Kontinent, in dem sie sich rasch verbreiteten. Eine besondere Serie von versteinerten Fußabdrücken und Skeletten zeigt, wie das Pferd, das im Cozán noch vier ausgebildete Zehen an jedem Vorderfuß und drei an jedem Hinterfuß besaß, sich allmählich zu der uns heute bekannten Hufeisenart entwickelte. Allerdings war das vierzehige Pferd des Cozán nicht größer als eine ausgewachsene Hauslase.

Heiteres.

Der Richter: „Warum haben Sie denn diesen einseitigen Prügel zur Verhandlung mitgebracht. Angeklagter?“ — Der Angeklagte: „Weil in der Vorladung gestanden hat, ich hätte für meine Verteidigung selbst zu sorgen.“

Das Beste. Bäuerliche Frau (zu ihrem Mann): „Das ganze Vermögen habe ich mit in die Ehe gebracht. Und du, was hast denn du gehabt, bevor du mich geheiratet hast.“ — Er: „Meine Kuh“ hab' ich gehabt.“

Unachtsamte Wirkung. Eine Mutter, die ihre Kinder nur mit liebevollen Ermahnungen erziehen wollte, sagte zu ihrem Töchterchen: „Wenn du ungezogen bist, wirst du mich so betreiben, daß ich krank werde. Da muß der Doktor kommen und vielleicht werde ich dann sterben und man fährt mich auf den Friedhof.“ — Die Kleine hatte mit ernstem Gesichtchen zugehört, aber bei den letzten Worten leuchteten ihre Augen auf und die Arme um den Hals der Mutter schlingend, sagte sie bittend: „Darf ich dann neben dem Antscher sitzen?“

Glück muß man haben! Beim gemeinsamen Mittagstisch freut es mich stets, heitere Geschichten zu hören. Kürzlich war unsere kleinste nicht ganz zufrieden, als ich den älteren Geschwistern zwei Knackwürste und ihr nur eine auf den Teller legte. Ich mache ihr klar, daß es in meiner Jugend manches Mal sehr knapp zugegangen ist und daß oft die ganze Familie mit einer Wurst zufrieden sein mußte. Worauf das Kind

erwiderte: „Da kannst du aber froh sein. Vater, daß du bei uns bist!“

Das Rezept. Ich schreibe Ihnen drei Pulver auf, die müssen Sie in warmem Wasser nehmen.“ — „Das ist unmöglich, Herr Doktor, wir haben keine Badewanne.“

Der Affe. Seemann (zu seiner Frau): „Ja, Liebling, den versprochenen Affen konnte ich dir leider nicht mitbringen.“ — Frau: „Ach, das macht nichts. Ich habe ja dich.“

In einem Theaterverein stellt ein sprachreinigungsfanatich veranlagtes Mitglied den Antrag, die Ausdrücke „aktiv“ und „passiv“ Mitglieder, die in den Sitzungen enthalten sind, durch entsprechende deutsche Worte zu ersetzen. Ein des Lateinischen kundiges Mitglied stellt fest, daß „aktiv“ „lätig“ heißt und „passiv“ „leidend“. Es wird daraufhin beschlossen, diejenigen Mitglieder, die selber Theater spielen, als „lätige Mitglieder“ zu bezeichnen, diejenigen hingegen, die sich das Spiel mit ansehen müssen, als „leidende Mitglieder“ zu bezeichnen.

Gedanken-Splitter.

Der größte Feind des Wissens ist nicht der Traum, sondern die Trägheit. Alles, was wir brauchen, ist die Erörterung; dann sind wir sicher, daß alles in Ordnung kommt, wenn wir auch noch soviel Verleumdungen machen.

Herib Thomas Budde (Gedicht: der Prokulation).

Freie driman Geist! Das ist dein höchster Fort, doch wenn du ihn verläßt, drif an des Meisters Wort, das Wort: Verderblich ist, was deinen Geist befreit und nicht zu gleicher Zeit Selbstherrlichkeit die verleiht. Friedrich Rückert.

Sonje Ware Personkultur nicht mit dem Ausbau der ewen Trieb, sondern mit Ausschneiden der Schwächen an. Ist einmal das Unkraut verweckt oder ausgesogen, dann richtet sich der edere Pflanzenstiel von selber kräftiger in die Höhe.

Rätsel-Gabe.

Sprichworträtsel.

- 1. Wer die Augen nicht aufstut, muß den Beutel aufstut. 2. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. 3. Wer rastet, der rostet. 4. Kunst und Lehre gibt Gnuß und Ehre. 5. Nie ruht die Zeit. 6. Mich dünkt, ich wahn', ich mein' ich halt', tut oft der Wahrheit große Gewalt. 7. Am Spiel erkennt man, was in einem steckt. 8. Die Natur kennt keinen Geiz. 9. Seiner Länge eine Elle zugehen. 10. Tu dir Gewinnen wohl, so laß dir Verlieren nicht wehe tun. 11. Kurz und gut ist's beste. — Aus diesen Sprichwörtern und Zitielen ist je ein Wort zu entnehmen. Die ergeben, richtig gefunden und nacheinander gelesen, ein beachtenswertes Sprichwort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Sprichworträtsel: Keine Freude ist größer als die über eine gute Tat.

Versteht: Alter Anfang ist schwer.